Jule Maiwald

Rette mich, wer kann

Roman

rororo

Hinter dem Pseudonym Jule Maiwald verbergen sich zwei Hamburger Autorinnen, die als Journalistinnen für diverse Frauenzeitschriften sowie als Redenschreiberinnen arbeiten. Sie sind seit vielen Jahren befreundet und interessieren sich nicht nur beruflich für die Themen Optimierung und Selbstfindung. Zusammen haben sie insgesamt zwei Männer, fünf Kinder und einen Hund. Nach ihrem Debüt «Nach ihm die Sintflut» ist dies der zweite Roman des Autorenduos.

Pressestimmen zu «Nach ihm die Sintflut»:

«So lustig und überraschend war Liebeskummer selten.» *(Für Sie)*

«Eine charmante Komödie.» *(Die Welt)*

«Ein Wohlfühlroman für die Badewanne.» *(Petra)*

«Leicht, witzig und tröstlich für Liebesleid-Betroffene.» *(Hellweger Anzeiger)*

«Ein wirklich witziges Buch.» *(Radio Dresden)*

«Ein astreiner Frauenroman für kurzweilige Stunden, mit witzigen Formulierungen und skurrilen Einfällen.» *(Flensburger Tageblatt)*

«Charmant und amüsant.» *(Der Nordschleswiger)*

«Gute-Laune-Lektüre!» *(Ostfriesen-Zeitung)*

Jule Maiwald

Rette mich, wer kann

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung und Motive bürosüd, München
Satz aus der Dolly PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 29060 2

Für Aenne, die nie müde wird,
vom kleinen Tiger und kleinen Reh
zu hören und zu träumen.

Das Leben ist kein Geschenk zum Genießen,
sondern ein Pensum zum Abarbeiten.

(Arthur Schopenhauer)

Ich habe keine andre Pflicht als die der Lebenslust:
so glücklich als möglich zu leben.

(Richard Fedor Leopold Dehmel)

1. Das Ende

Es war Mitternacht, und der Vorspann lief. Noch zehn Sekunden bis Sendebeginn. Ich nahm einen kräftigen Schluck Tee, dann blinkte das grüne Licht, und der hohe Summton ertönte. Langsam schob ich den Regler nach vorne. Wir waren auf Sendung.

«Ihr lieben schlaflosen Hörer, unruhigen Geister, Nachtschwärmer, einsamen Herzen, Nachtschichtarbeitende und Fernfahrer am Radio», sagte ich wie jede Nacht zur Begrüßung und rückte meine Kopfhörer zurecht, die etwas stramm auf meinen Ohren saßen. «Hier ist eure Jette. Willkommen in dieser lausig kalten ersten Novembernacht des Jahres zur Nachtbeichte bei Radio Elbe 102,3.»

Durch die Glaswand gab Sophie mir ein Zeichen, dass der erste Anrufer in der Leitung war. Mein Blick fiel auf das große Plakat, das hinter dem Mischpult meiner Producerin an der Wand prangte. Es zeigte mich, per Photoshop um ein paar Dellen, Kilos und Jahre dezimiert, mit übereinandergeschlagenen Beinen auf meinem Studiotisch sitzend, mit nichts als einem rosafarbenen Nachthemd bekleidet. Ein laszives Lächeln umspielte meine Lippen, meine braunen Haare waren zu einem lockeren Knoten hochgebunden, und meine blauen Augen blickten halb geschlossen in die Kamera. In der Hand hielt ich einen Retro-Telefonhörer im Knallrot meines Lippenstifts. Darunter stand: «Jette! Hamburgs erfahrene Mitternachtsstimme, die Aufgeweckten die Beichte abnimmt, während die anderen das Beste verschlafen.» Ich hasste diese neue Kampagne, die mich aussehen ließ, als

würde ich für eine Schmuddelhotline werben statt für einen Radiotalk. Aber viel mitzureden hatte ich als kleines Licht am Senderhimmel nicht. Auf meinen Protest hin hatte mir der Intendant signalisiert, ich könne dankbar sein, mit meinen achtunddreißig Jahren noch für einen so jungen Sender arbeiten zu dürfen. Meine Sorge, wie meine Familie darauf reagieren würde, war ihm gleichgültig gewesen. Seit gestern lief die Aktion in ganz Hamburg, und es war nur eine Frage der Zeit, wann Pierre und unsere Kinder Anouk und Claire mich zum ersten Mal in diesem albernen Hauch von Nichts entdecken würden. Der Moment der Wahrheit war dann auch schnell gekommen: Heute am frühen Abend waren wir zu unserem Lieblingsvietnamesen um die Ecke gegangen. Kaum waren wir aus der Haustür getreten, hatte schon mein knackiges Alter Ego von der Litfaßsäule auf der anderen Straßenseite gegrüßt. Ich war wie versteinert gewesen. Auch Pierre und den Mädchen hatte es die Sprache verschlagen. Nicht nur die ganze Stadt, sondern auch unsere Nachbarn, Lehrer und Erzieher der Mädchen, Freunde, Bekannte, einfach alle, war mir durch den Kopf geschossen, hätten nun einen unverstellten Blick auf mich in Unterwäsche. Das Gesicht unserer zehnjährigen Tochter Anouk hatte sich augenblicklich verfinstert, und Pierre und Claire sahen nicht weniger erschüttert aus.

«Maman, das ist so peinlich!», war es aus der präpubertierenden Anouk herausgeplatzt, während sich ihre fünf Jahre jüngere Schwester verschämt die Hände vor die Augen gehalten hatte.

«Na, sooo schlimm ist es ja nun auch wieder nicht», hatte Pierre zu den Kindern gewandt gesagt. Insgeheim dachte ich, dass er auch charmanter auf meine Erotikausgabe hätte reagieren können.

«Ist *wohl* schlimm!», hatte Anouk geantwortet und war

wutschnaubend vorausgelaufen. Selten war ein Essen im trauten Familienkreis so still und verhalten verlaufen. Mich beschlich die dunkle Vorahnung, dass dieser Abend so etwas wie meine Abdankung als Königin Mutter war, der Moment, an dem meine Töchter ihr Heldinnenbild von mir auf Normalmaß stutzten.

Auf dem großen Flachbildschirm vor mir leuchteten die Daten auf.

«Lassen wir unseren ersten Telefongast nicht warten», sagte ich. «Unser heutiges Thema lautet Abschied. Ich spreche mit Onno. Hallo, Onno, schön, dass du anrufst. Du bist einundsiebzig Jahre alt und Rentner.»

«Jo, jo, Jette», begrüßte er mich munter. «Schön, dich mal an der Strippe zu haben.»

«Ich freue mich auch. Was möchtest du uns heute Nacht beichten?», kam ich direkt zur Sache.

«Dass der Tod mein Leben ist.»

Seine Stimme klang bei diesem Satz so vergnügt, dass ich mich überrascht aufrichtete. Augenblicklich war ich ganz Ohr. «Das musst du mir erklären, Onno. Wie meinst du das?»

«Seit genau sechs Jahren bin ich Stammgast auf Beerdigungen», antwortete Onno leichthin.

Ein Schauer lief mir den Rücken hinunter. Wenn ich etwas nicht mochte, dann Friedhöfe. Als mein Vater vor einem halben Leben gestorben war, waren das die düstersten Stunden meines Lebens gewesen. Seitdem wusste ich, wie schnell man alles verlieren konnte.

«Also, ich würde nicht einmal zu meiner eigenen Beerdigung gehen, wenn ich nicht müsste», sagte ich. «Das geht dir offenbar anders. Dann berichte mal, wie das anfing mit diesem ungewöhnlichen Zeitvertreib.»

«Mit min Freund Hinnark seine Beisetzung», begann

Onno in Halbplatt. «Halleluja, der Schwarzrock sabbelte 'ne halbe Stunde daher, aber gesacht hat er nix. Nur dösigen Tünkram! Von schweren Prüfungen hat er palavert, von Hinnarks Schäfchen und so. Du hättest mal die Leute sehen sollen, Jette, überall nur Leichenbittermienen. Deshalb bin ich rauf zu diesem Drömelpott auf die Kanzel …»

Ich fing Sophies Blick auf, die amüsiert den Kopf schüttelte.

«Entschuldigen Sie mal, guter Mann, hab ich gesacht», fuhr Onno fort. «Ich weiß vielleicht nicht viel über Gott, aber 'ne Menge über Hinnark. Und in Hinnarks Welt gab es nur Wein, Weiber und Gesang. Davon hab ich dann ein bisschen vertellt, bis die ganze Gemeinde Lachtränen vergoss, nur der Pfarrer war muksch.»

Ich hörte, wie Onno sich eine Zigarette anzündete, und nutzte die Gelegenheit für eine Rückfrage. «Und jetzt bist du so etwas wie ein Profi-Trauernder?»

«Plietsche Deern!», lachte Onno. «Profi-Trauernder mit der Lizenz zum Trösten!»

«Heißt das, dass du inzwischen auch auf Beerdigungen von fremden Menschen gehst?»

«Aber hallo, stirbt ja nicht wöchentlich einer in meinem Bekanntenkreis. Jedenfalls noch nicht, ich bin ja noch im besten Mannesalter!», kokettierte er.

Der Mann hatte nicht nur ein morbides Hobby, sondern auch den entsprechenden Humor. Ich mochte ihn.

«Die Beisetzungen», fuhr er gelassen fort, «such ich mir aus den Traueranzeigen raus. Dann zieh ich mir meinen schwarzen Anzug an, und los geht's. Nicht etwa wegen der hübschen Witwen. Mir geht's einzig um ein paar warme Worte. Gehört sich schließlich so für einen alten Freund aus Übersee.»

«Du gibst dich als alter Freund aus?», fragte ich fassungslos.

«Als Fremder 'ne Rede halten? Das geht doch nicht!», rief Onno in gespielter Entrüstung. «Ach Jette, wegen so 'nem bisschen Theater hat sich noch keiner im Grab umgedreht. Im Gegenteil. Ist schließlich für einen guten Zweck. Wenn erst mal der Lütte fließt, denn man Proost.»

Vor meinem inneren Auge sah ich Onno, wie er mit einer verschleierten Witwe einen Walzer über die Gräber tanzte und sich anschließend einen Kurzen genehmigte.

«Und seit ich die Löffelliste eingeführt habe, verlässt jeder die Feier guter Dinge.»

«Die was?»

«Eine Löffelliste, auf der die Trauergäste notieren sollen, wat sie in ihrem Leben noch tun wollen, bevor sie den Löffel abgeben», erklärte Onno mit Nachdruck.

«Du meinst so was wie einen Wunschzettel mit Lebensträumen, die man sich auf den letzten Metern noch erfüllen will?», bohrte ich nach.

«Jo, jo, Jette! Kannst du dir dafür einen besseren Ort als den Friedhof denken?»

«Tausende, Onno, Tausende …», murmelte ich immer noch nicht überzeugt.

«Nee, nee, nee, Jette. Nur hier, mit dem Tod im Visier, lernst du zu leben. Ich sach immer: Um glücklich zu sterben, muss man leben lernen. Und um glücklich zu leben, muss man sterben lernen. Nur wenn du alles vom Leben verlangst, selbst das Unmögliche, wirst du lächelnd ins Grab steigen!»

«Das ist ein schönes Schlusswort, Onno», sagte ich, um das Gespräch langsam ausklingen zu lassen. «Eine letzte Frage habe ich aber noch: Wie lange, denkst du, wirst du dieses zweifelhafte Hobby noch ausüben?»

«Bis ich nicht mehr Zaungast, sondern Ehrengast bin auf so einer Veranstaltung!»

Ich lachte. «In diesem Sinne, Onno: Hol di fuchtig, wie ihr Friesen sagt. Mach es gut!»

Ich nickte Sophie zu, dann ertönte der Jingle, und ich stand kurz auf, um mir die Beine auszuschütteln. Während die Erkennungsmelodie langsam runtergefahren wurde, setzte ich mich wieder hin und gab Sophie ein Zeichen, dass ich für das nächste Gespräch bereit sei.

«Am Telefon begrüße ich jetzt Iris, Professorin, fünfundvierzig Jahre. Guten Abend, Iris! Von wem oder was möchtest du Abschied nehmen?»

Ich hörte ein Knistern in der Leitung und sonst erst einmal nichts.

«Iris? Nur keine Scheu, schieß einfach los!», forderte ich die schweigsame Anruferin fröhlich auf.

«Von der Angst …», sagte Iris zögerlich. «Von der Angst, den Mann, den ich liebe, an seine Frau zu verlieren.»

Sie schnäuzte sich. Ein Beziehungsdrama also. Nach dem Friedhofsausflug fühlte ich mich nun wieder ganz auf meinem Terrain. Unter all den herzergreifenden Erlebnisberichten voll menschlicher Höhenflüge und Abgründe waren mir amouröse Geschichten die liebsten.

«Am Anfang war er nur ein Arbeitskollege, mehr nicht. Ich hab es nie darauf angelegt, Geliebte zu sein», fuhr sie fort, «und doch ist es passiert. Seit zwei Jahren geht das jetzt schon. Und nun bekomme ich in knapp zwei Monaten ein Kind, unseren Sohn.»

«Und du möchtest, dass der Gute sich zu euch bekennt, ja?»

Ich hörte sie tief einatmen. «Ja! Aber leider macht er keine Anstalten, irgendetwas zu ändern.»

Ich schüttelte den Kopf. Wieder eine von diesen hoffnungslos hoffenden Frauen, die glauben, den untreuen Gatten am Ende für sich gewinnen zu können und die berühmte Ausnahme von der Regel zu sein. Wie viele von ihnen hatte ich in den vergangenen Jahren bei der Nachtbeichte über ihre unglückliche Liebe weinen und verzweifeln hören. Dabei wussten sie doch vorher genau, worauf sie sich einließen. Immerhin war es statistisch erwiesen, dass nur jeder zehnte fremdgehende Ehemann seine Frau für die Liebschaft verlässt. Wie ein Mantra wiederholte ich darum die Formel, den Mann zum Mond zu schießen, sollte er nach ein paar Wochen Affäre immer noch nicht Tabula rasa gemacht haben. Denn die Aussichten auf ein Upgrade schwanden von Tag zu Tag. Bei Iris lag der Fall natürlich anders. Sie war schwanger, und ob dieser feige Hund wollte oder nicht, er trug jetzt Verantwortung für sein ungeborenes Kind und damit auch für dessen Mutter.

«Wusstest du denn, dass er Familie hatte?», fragte ich, während unsere neue Redaktionspraktikantin Mia mir vorsichtig heißes Wasser nachgoss und den Teebeutel auswechselte. Ich nickte ihr freundlich zu.

«Von Anfang an, die Fotos seiner Frau und seiner beiden Kinder stehen ja auf seinem Schreibtisch.»

Ihr Ton verriet ihr Dilemma, doch offenbar hatte sie sich wissentlich auf ein Leben als Zweitbesetzung eingelassen. Mein Mitleid hielt sich in Grenzen.

«Und seine Frau hat nie etwas bemerkt?»

«Ich weiß es nicht. Was denkst du denn?»

Ich hob die Schultern. «Schwer zu sagen. Vielleicht will sie ja nichts merken und verschließt die Augen?»

Ich nippte an meinem Tee. Auf dem Bildschirm sah ich, dass bereits der nächste Anrufer in der Warteschleife hing. Mir kam der Gedanke, dass nicht nur der Anrufer oder Iris,

sondern wir alle irgendwie in einer Warteschleife hingen. Gerade heute hatte mein verhasster Intendant Dr. Fassbrink meine Probezeit und damit meine Zukunftsängste um weitere sechs Monate verlängert, statt meinen Vertrag, wie seit sieben Jahren versprochen, endlich zu entfristen. Kurz vor der Sendung hatte Mia mir quasi von Praktikantin zu Langzeitpraktikantin den neuen Zeitvertrag überreicht. «Mit den herzlichsten Grüßen von ganz oben», hatte sie mit ihrem hohen Stimmchen gehaucht. Was für eine Demütigung. Wie viele Leute in meinem Alter litten unter ihren prekären Lebensverhältnissen und warteten dauerhaft auf bessere Zeiten?

Mich überkam eine solche Wut, dass ich entschiedener als beabsichtigt hervorstieß: «Lass dich nicht länger so behandeln, Iris, wenn du dir etwas wert bist. Mit jeder Lüge, die er euch beiden auftischt, wird es schlimmer.»

Ich machte eine dramaturgische Pause, da jetzt mein Weckruf folgen sollte.

«Einer, liebe Iris, muss Fakten schaffen, und wenn *er* es nicht will, dann solltest du seiner Frau reinen Wein einschenken. Damit würdest du zumindest eine Dynamik in Gang setzen.»

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Sophie eine kämpferische Faust ballte. Sie liebte es, mich mit Gesten anzufeuern.

«Aber ist das nicht eigentlich seine Aufgabe?», fragte Iris unsicher.

«Da hast du recht.» Und meine Aufgabe war es nun, Iris ihr schlechtes Gewissen zu nehmen. «Aber wenn er schlicht zu feige ist, was bleibt dir für eine Wahl?»

Ich hörte sie am anderen Ende der Leitung tief durchatmen. «Würdest du es als Betrogene denn wissen wollen?»

«Absolut!», antwortete ich mit Bestimmtheit.

Iris verstummte, aber nur kurz. «Würdest du es wirklich

wissen wollen, auch um den Preis, dass du als ‹Erstfrau› aus allen Wolken fällst, deine Beziehung zerbricht und deine Kinder leiden?»

«Natürlich, Iris. Nichts ist schlimmer, als betrogen zu werden. Ehrlichkeit ist der einzige Weg, aus dem Schlamassel einigermaßen würdevoll herauszukommen.»

Iris räusperte sich. «Ach, Jette, du bist tatsächlich die einzige Frau, die mir helfen kann.»

Oje, ein Fall von Klammern aus Verzweiflung. Manchmal ging mir die Rolle als Beichtmutter zu weit. Für viele meiner nächtlichen Gesprächspartner wurde ich zu einer Art virtueller Freundin, der einzige Mensch, der ihnen überhaupt zuhörte. Sie riefen nicht nur im Wochenrhythmus bei der Nachtbeichte an, sondern schrieben mir auch vertrauliche Mails oder luden mich zu ihren Geburtstagen oder Thermomix-Partys ein. Jetzt hieß es, professionelle Distanz zu wahren und sie in Fachhände zu übergeben.

«Wenn du magst, gibt dir meine Redaktion noch ein paar Adressen und –»

«Verdammt, Jette, es ist dein Mann!», unterbrach mich Iris barsch. «Er ist der Vater meines ungeborenen Sohns. Pierre!»

Was??? Mein Herz pochte mit einem Mal spürbar. Ich strich mir übers Gesicht und versuchte zu begreifen, was sie da gerade gesagt hatte.

«Wir arbeiten zusammen. Ich bin seine Chefin», setzte sie noch hinzu.

Sophie starrte mich ungläubig an, während sich meine Gedanken überschlugen. Iris, die Professorin? Iris, die Zellbiologin? Die Frau, bei der Pierre sich habilitierte? Der vertrocknete Besen in der Menopause, der seine Karriere ausbremste? Die Unfähigkeit in Person, die nur aufgrund der Frauenquote über ihm stand und der er mal so richtig die Meinung geigen

wollte, wenn er erst einmal eine Festanstellung hatte … Diese Frau war seine Geliebte? Die er geschwängert hatte?

Instinktiv spürte ich, dass Iris die Wahrheit sagte.

Ich war wie gelähmt. Ehe ich daran denken konnte, etwas zu erwidern, hatte Sophie Iris aus der Leitung geworfen und ein schnelles Musikstück eingelegt. Aus meinen Kopfhörern kam nur noch ein Knacken. Für mich klang es wie das Brechen meines Herzens.

Sophie eilte zu mir in den Senderaum und umarmte mich von hinten. «Die Frau ist verrückt und will sich bestimmt nur an Pierre rächen, weil er sie nicht beachtet», sagte sie wenig überzeugt und drückte mich heftig.

«Ja … vielleicht», brachte ich hervor und wandte mich ab.

Die Studioluft war plötzlich drückend. Schweiß rann mir in den Nacken. Ich zitterte am ganzen Körper. Wie in Trance legte ich den Kopfhörer beiseite und stand auf. Langsam ging ich an Sophie vorbei zur Tür hinaus, vorbei an den Redaktionsräumen, vorbei an der Technik und an dem lebensgroßen Aufsteller mit meinem Konterfei, der im Foyer stand. Dann blieb ich abrupt stehen. Dieses Grinsen war nicht auszuhalten. Ich ging wieder zurück und versetzte meinem glücklichen Duplikat einen festen Fußtritt, worauf der Aufsteller einen Riesensatz machte und zu Boden knallte. Mit wackeligen Schritten marschierte ich raus aus dem Gebäude – und raus aus meinem alten Leben.

2. Zweite Chance

Es regnete nach wie vor in Strömen, während ich zurück nach Ottensen in unsere Wohnung fuhr. Ich war komplett durchnässt, als ich ankam. Es erschien mir außerordentlich passend. Ich fror und fühlte mich völlig erschöpft; dennoch wollte ich noch nicht nach Hause gehen. «Nach Hause» – in meinen rasenden Gedanken blieb ich immer wieder an Begriffen wie diesem hängen. Bis vor einer Stunde hatten sie noch ihren normalen Klang gehabt.

Am Kiosk an der Straßenecke schräg gegenüber von unserem Haus kaufte ich mir eine Packung Gauloises. Ich stellte mich an den Stehtisch und riss gierig die Packung auf. Die Zigarette danach, dachte ich bitter, zündete mir eine an und inhalierte das erste Mal seit Ewigkeiten wieder tief in die Lunge. Ich musste husten. Bis auf ein paar Partyzigaretten hatte ich seit meiner ersten Schwangerschaft vor elf Jahren nie wieder geraucht. Mein Blick wanderte nach oben zu unserer Wohnung. Es brannte noch Licht. Was Pierre wohl gerade machte? Telefonieren – mit Iris? Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, meine Sendungen anzuhören, mit einem Glas Rotwein. Zumindest war es mal so gewesen.

Ich rauchte die Zigarette zu Ende und überquerte schwerfällig die Straße. Quälend langsam schleppte ich mich die Treppe hoch. Kaum stand ich vor unserer Wohnungstür, öffnete mir Pierre in Boxershorts und weißem T-Shirt. Seine dunklen Locken waren ganz zerzaust, und seine braunen Augen fixierten mich traurig. Sein Gesichtsausdruck verriet, dass er alles mit angehört hatte.

«Chérie, es tut mir so leid», sagte er leise, und ich wusste, dass diesem Satz noch viel schlimmere folgen würden.

Hinter mir fiel die Tür ins Schloss. Ich taumelte, meine Arme umklammerten meine Schultern, als müsste ich mich selbst festhalten.

«Ich wollte es dir längst sagen. Aber ich wusste nicht, wie.» Dabei hob er entschuldigend die Hände.

«Wie wäre es zum Beispiel mit: Ich habe eine Affäre, bekomme ein Kind und verlasse dich?», sagte ich bitter.

Er schwieg eine gefühlte Ewigkeit. Er konnte einen um den Verstand reden, aber wenn es um ihn selbst ging, bekam er den Mund nicht auf.

«So ist es nicht», presste er schließlich hervor, ohne mich anzusehen.

«Liebst du Iris?», fragte ich.

«Oh, nein, ich habe immer nur dich geliebt, das war nichts weiter als ein Seitensprung.»

«Und nichts weiter als ein Kind!», kreischte ich ein paar Oktaven höher und ging durch den Flur in die Küche.

Pierre folgte mir und schloss die Tür hinter uns, damit die Kinder nichts mitbekommen würden. «Ich wollte das Kind nicht, ehrlich.»

«So wenig, wie du Anouk und Claire wolltest?», fuhr ich ihn zornig an, doch ich bereute diesen Satz, kaum dass ich ihn ausgesprochen hatte. «Du hast mich gleich doppelt betrogen!»

Pierre sah mich betroffen an. Aber zu hören, dass er Vater wurde, hatte mich wie ein Keulenschlag getroffen. Unsere Töchter waren nicht geplant gewesen. Als ich ihm damals von meinem Kinderwunsch erzählte, hielt er mich hin. «Chérie, solange wir nicht entfristet sind, können wir Kindern keine Zukunft bieten. Lass uns noch warten.» Pierre hatte Biologie

studiert, mit Auszeichnung promoviert und wichtige Projekte geleitet, doch hangelte er sich wie ich von Zeitvertrag zu Zeitvertrag. Darum wollte er, bis sich unsere Jobperspektiven dauerhaft geändert haben würden, nicht länger als ein halbes Jahr im Voraus planen. Als die Kinder dann trotzdem kamen, vor zehn Jahren Anouk und vor fünf Jahren Claire, wollte er aus den gleichen Gründen nicht heiraten. «Chérie, solange wir nicht entfristet sind, können wir das Risiko nicht eingehen, uns wegen einer Hochzeit zu verschulden. Lass uns noch warten.» Einen Ring an den Finger gesteckt hatte er mir bis heute nicht. Als ich dann vor zwei Jahren umziehen wollte und wegen der Mädchen nach vier Zimmern mit ein bisschen Grün drum herum Ausschau hielt, sagte er: «Chérie, solange wir nicht entfristet sind, gibt uns kein Vermieter eine größere Wohnung und keine Bank einen Kredit für eine Eigentumswohnung. Lass uns noch warten.» Dafür verschaffte er uns einen Schrebergarten direkt am Allgemeinen Krankenhaus in Altona. «Damit ihr mal rauskommt und entspannen könnt!» Wo er in der Zeit gewesen war, in der ich lustlos den Acker umgegraben und erfolglos versucht hatte, Tomaten zu ziehen, wusste ich ja jetzt. Beim Gedanken daran wurde ich noch wütender.

Obwohl Pierre erst elf Jahre in Deutschland lebte, war er deutscher als ich. Irgendwo auf dem Weg von Brest nach Hamburg war ihm das Laisser-faire abhandengekommen, die spielerische Gelassenheit, die ich anfangs so an ihm gemocht hatte.

Nun hatte er offenbar den Franzosen in sich wiederentdeckt. Zumindest was das Fremdgehen angeht. «Cinq à septs», so nennen die Franzosen amouröse Intermezzi zwischen Büroschluss und Familienabendessen. Mein Schwiegervater Jacques war ein großer Befürworter dieser Tradition,

und Pierres Mutter Rosalie ließ ihren Mann gewähren, solange er sich nur diskret verhielt. Wie hatte Pierre sich immer darüber aufgeregt, dass sie so wenig Würde besaß und es seinem Vater so leichtmachte.

«Chérie …» Pierres säuselnde Stimme riss mich aus meinen Gedanken. «Iris hat mir das Kind angehängt. Sie behauptete immer, sie sei mit ihren fünfundvierzig Jahren nicht mehr fruchtbar, und ich habe ihr vertraut.» Seine Stimme troff vor Selbstmitleid.

«Nenn mich nie wieder Chérie, du, du … Büronutte!», schrie ich und trat gegen den Besenschrank. «Hast dich hochgeschlafen und ihr ein Kind gemacht, um zu einer Festanstellung zu kommen, und jetzt willst du davon nichts mehr wissen!» Pierre guckte mich an, als hätte ich ihn geohrfeigt.

Abscheu ergriff Besitz von mir, weil er nicht mal für ein unschuldiges Kind einstehen wollte. Doch wenn ich ehrlich war, wusste ich, dass Pierre seine Verantwortung als Vater ernst nehmen würde, sobald das Kind da wäre. So war es auch mit Anouk und Claire gewesen. Er war der rührendste, liebevollste und großartigste Vater, den man sich vorstellen konnte. Und dafür liebte ich ihn mit jeder Faser meines Seins. Kam er abends von der Arbeit nach Hause, spielte er mit den Mädchen, bis er unter Bauklötzen begraben einschlief. Er erfand die komischsten Geschichten, die er mit Händen und Füßen erzählte, sodass sich die Kinder vor Lachen auf dem Fußboden krümmten. Jeden Morgen schnitzte er für sie ganze Landschaften aus Karotten und Gurken. Beim Gedanken daran wurde mir so schwer ums Herz, dass ich mich auf den roten Stuhl vor der Balkontür fallen ließ.

«Bitte sag mir noch mal, dass das ein Ausrutscher war und das Baby auch. Dass wir deine Familie sind.»

Pierre kniete sich vor mich und legte seinen Kopf in mei-

nen Schoß. Als er wieder hochkam, liefen ihm Tränen übers Gesicht.

«Que toi et les filles.»

Nur ich und die Mädchen?

Mechanisch strich ich ihm übers Haar, und meine ganze Wut richtete sich nun auf Iris, diese männermordende Schlange. Ich hielt unsere Welt im Kern für heil. Die Bedrohung ging von ihr aus. Wenn er sich von ihr komplett lossagen würde, könnten wir vielleicht die Risse kitten.

Aber was war mit dem Baby? Was war mit dem Betrug und der öffentlichen Demütigung vor Tausenden von Hörern?

Mein Bild von Pierre löste sich auf in Bilder von Verrat, Verrat und nochmals Verrat. Zweieinhalb Jahre! Das war nichts, was man als Seitensprung herunterspielen konnte. Das war eine Beziehung. Diese Frau musste ihm zu Herzen gegangen sein. Diese Supergeliebte, Superwissenschaftlerin und sicher bald auch Supermutter. Je mehr ich sie in meiner Vorstellung erhöhte, desto mehr ergriff Selbsthass Besitz von mir. Ich hatte meine Rivalin noch nie gesehen, aber bestimmt sah sie auch noch umwerfend aus mit ihren fünfundvierzig Jahren. Setzte es der Sache eigentlich noch die Krone auf, fragte ich mich, mit einer Älteren betrogen zu werden? Wann hatte sich Pierre von mir abgewandt? Was die Familienorganisation anging, waren wir das perfekte Paar: Ich betreute die Kinder nachmittags, während er im Institut forschte. Bevor ich zum Sender aufbrechen musste, löste er mich ab und brachte Anouk und Claire ins Bett. An den Wochenenden machten wir das, was Familien eben so machten. Wir frühstückten lange, gingen im Winter Schlittschuhlaufen und fuhren im Sommer an die Ostsee. Aber waren wir noch ein Liebespaar? Abende zu zweit waren schon wegen meines Jobs die Ausnahme. Zwischen meinen Nacht- und seinen Tagdiensten musste sich Entfremdung

bei ihm eingeschlichen haben. Hatte ich sein Verhältnis nicht bemerkt, weil ich nur bei mir, dem Job und den Mädchen war? Oder weil ich ihm zu sehr vertraut hatte? Hatte ich ihm nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt? Weil ich glaubte, damit warten zu können, bis sich unser Leben zum Besseren gewendet haben würde, mit Job auf Lebenszeit, Haus, Garten und sicherer Rente? Hatte uns am Ende die ungewisse Zukunftsperspektive um unsere gemeinsame Zukunft gebracht? Oder war Pierre einfach nur ein Arsch, der seine Finger nicht bei sich lassen konnte und mich und die Mädchen austauschen würde wie ein altes Handy?

«Je t'aime vraiment», beschwor mich Pierre mit flacher Stimme. «Nur dich. Bitte, wir kriegen das hin, ich kann nicht ohne euch sein, verzeih mir, Jette.»

Seine Reue schien echt. Er blickte mich mit vom Weinen geröteten Augen an. In seiner Verletztheit hätte ich ihn am liebsten in den Arm genommen. Er war doch mein Pierre. Mein Leben. Sein südländisches Aussehen hatte mich von Anfang an angezogen. Der Dreitagebart, seine humorvollen dunklen, fast schwarzen Augen, seine schlaksige Figur, immer in ausgewaschenen Jeans, die ihm beinahe von den schmalen Hüften rutschten. Man sah ihm seine vierzig Jahre nicht an. In den fünfzehn Jahren, die wir uns kannten, hatte er sich äußerlich kaum verändert. Innerlich aber offenbar schon.

Ich stand auf und trat an das große Balkonfenster. Draußen war es stockdunkel. Kein Auto war zu sehen, dafür die Umrisse der wie Hochhäuser hochragenden Hafenkräne. Ich liebte diese Aussicht. Wie oft hatte ich, wenn alle aus dem Haus waren, mit einer Tasse Kaffee auf dem Balkon gesessen und die Zeit für mich allein genossen.

Die Mädchen schliefen tief und fest und hatten keine Ahnung, dass ihr Leben, wie sie es kannten, gerade im Begriff

war, sich vor ihrer Zimmertür in Gewitterluft aufzulösen. In ein paar Stunden würde die Sonne aufgehen und ein neuer Tag anbrechen, und ich hatte keine Ahnung, was wir den beiden sagen sollten. Glück im Unglück, dass sie das Wochenende bei meinem Onkel und seiner neuen Frau an der Müritz verbringen würden. Iris hätte sich, was das anging, keinen besseren Termin für ihren Showdown aussuchen können. Wir mussten es ihnen nicht sofort sagen, entschied ich. So blieben mir noch zwei Tage Schonfrist. Aber was sollte ich bloß tun?

Nacht für Nacht hatte ich mir die Geschichten meiner Anrufer angehört von Betrug, Reue und Vergebung. Und nun war ich selbst mittendrin in einer Katastrophe dieser Art. Was würde ich mir raten? Zu vergeben? Mein Verstand sagte nein, mein Gefühl vielleicht.

Ich starrte in die Dunkelheit. Wann hatten sie das Kind wohl gezeugt? Ich rechnete nach. Wenn diese Iris in zwei Monaten ihr Kind gebären würde, müsste es kurz nach den Märzferien passiert sein. Also unmittelbar nachdem wir bei Pierres Eltern in der Bretagne gewesen waren. Der erste Urlaub seit drei Jahren, in dem er und ich ein paar Tage für uns allein gehabt hatten. In dem wir uns nach langer Zeit wieder wie zwei unbeschwerte Verliebte gefühlt hatten. In einem kleinen Strandhotel in Saint Malo hatten wir uns für zwei Nächte eingemietet und uns geliebt. Wir hatten lange Strandspaziergänge gemacht und Austern gegessen, während die Mädchen bei Jacques und Rosalie waren. Der Gedanke an unser vermeintliches Glück zerriss mir das Herz.

Ich drehte mich um und ging auf Pierre zu. Vom Zorn getrieben trommelte ich mit meinen Fäusten gegen seine Brust. «Du feiger Hund! Wie lange wolltest du mir dein Verhältnis und deinen Sohn verschweigen? Bis zu seiner Abiturfeier?»

Er wehrte sich nicht, hielt nur schützend die Hände vor sein Gesicht.

Ich begann zu schreien, zu trampeln, zu heulen und zu schluchzen, alles zugleich, ich wütete, bis ich restlos entkräftet war. «Wie soll das jemals heilen?», fragte ich ihn verzweifelt.

Ich fühlte mich wie eine Seiltänzerin ohne Netz und sehnte mich nach Stille in mir. Meine Gedanken kamen nicht zur Ruhe.

Pierre nahm mich in den Arm und wiegte mich wie ein Baby. Ich ließ es geschehen.

3. We are family

Es dämmerte. Das graue Licht des Morgens drang durch die dünnen grauen Vorhänge vor dem Fenster. Ich stellte mich schlafend. In jedem meiner Glieder steckte bleierne Schwere.

Pierre kam aus der Dusche. Der Duft seines schweren Rasierwassers verriet, dass er im Zimmer stand. Sein Geruch war mir auf einmal seltsam fremd.

Vorsichtig linste ich unter der Decke hervor und sah, wie er Jeans und Hemd vom Garderobenhaken nahm und sich anzog. Das Ausmaß seines Betrugs und seiner Folgen packte mich auf einmal mit einer solchen Gewalt, dass mein Magen schmerzte, als hätte mir jemand einen heftigen Tritt versetzt. Nie wieder gemeinsam den Weihnachtsbaum schmücken, nie wieder meine kalten Hände von ihm warm rubbeln lassen, nie wieder mit den Kindern zusammen einen Disneyfilm gucken und uns zu einem Familienknäuel zusammenkuscheln. Auf den Schmerz, der mich bei diesen Gedanken überfiel, war ich nicht vorbereitet gewesen. Aber als ich nach dieser Nacht aufwachte, wusste ich, dass es vorbei war.

Ich biss mir auf die Lippe, bis ich Blut schmecken konnte.

Kaum hatte Pierre das Schlafzimmer verlassen, hörte ich ihn schon in der Küche leise mit den Mädchen reden. Sie schienen von unserer Auseinandersetzung letzte Nacht nichts mitbekommen zu haben.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür, und Anouk und Claire schlichen fast lautlos zu mir herein. Sie legten sich zu mir ins Bett, eine links, eine rechts von mir. Während Anouk sich eine Haarsträhne von mir packte und sie zwischen Dau-

men und Zeigefinger zwirbelte, wie sie es schon als Baby getan hatte, kuschelte sich Claire ganz tief in meine Armbeuge. Ich wuschelte ihnen durch ihre langen dunklen Locken. Claire war eine Miniversion von Anouk: Trotz des Altersunterschieds sahen sich die beiden zum Verwechseln ähnlich. Beide klein für ihr Alter und sehr schmal. Sie hatten meine blauen Augen, wurden aber wegen ihres dunklen Teints, den sie von Pierre hatten, überall für kleine Italienerinnen oder Spanierinnen gehalten.

«Bis Sonntag, Maman!», murmelten die beiden unisono und gaben mir einen Kuss auf die Wange.

«Bis Sonntag, meine Lieben, und ganz viel Spaß.»

Sie huschten hinaus, aber Claire drehte sich noch einmal um, stürmte zurück und rieb ihre Nase an meiner, ehe sie wieder rausrannte. Im Gegensatz zu Anouk, die etwas verschlossener war, hatte sie ein überschwängliches Naturell. Ich war immer eher wie Anouk gewesen.

Ich tastete auf dem Nachttisch nach meinem Handy. Elf neue Anrufe zeigte es an, alle von Sophie. Auf der Mailbox bat sie mich, am Vormittag im Sender vorbeizukommen. Mein spontaner Abgang mitten in der Live-Sendung habe ein ziemliches Chaos und verwirrte Hörer hinterlassen. Wir müssten überlegen, wie wir die heutige Sendung aufmachen würden. Bei dieser Aussicht zog ich mir die Decke gleich wieder über den Kopf.

Einen Augenblick später erhob ich mich aber doch und schob die Gardinen zur Seite. Langsam ging ich ins Bad und warf einen Blick in den Spiegel. Ich sah zum Fürchten aus. Meine Augenlider waren vom Weinen rot und geschwollen, meine Haut war fleckig, und das Grau schimmerte am Haaransatz schon wieder deutlich durch. Seit einer Weile schon färbte ich, zugegebenermaßen aber eher unregelmäßig. Es

war nicht so, dass mir mein Aussehen nicht wichtig war, aber zwischen Haushalt, Kindern und Job war ich in den letzten Jahren wohl etwas nachlässig geworden mit mir. Wenn ich dann an meinen körperlichen Vor-Kinder-Zustand dachte, an meine straffen Brüste, meinen flachen, streifenfreien Bauch, die glatte Stirn, sprang mich schon die Wehmut an. Mein eigener Körper schien mir dann wie ein Märchen aus einer längst vergangenen Zeit, den ich rückblickend nicht ausreichend gewürdigt hatte. Aber da Mutter Natur mich nun mal mit den falschen Genen bedacht hatte, kostete es unmenschliche Anstrengung, mich wieder in Größe 38 zu quetschen. Da konnte ich es auch gleich bleibenlassen. Ob Iris von der Natur begünstigter war als ich? Vermutlich. Ich stellte mich unter die Dusche und ließ mir minutenlang kaltes Wasser aufs Gesicht prasseln, für einen kühlen Kopf. Es fühlte sich gut an, aber das Wasser half mir nicht dabei, klare Gedanken zu fassen. Pierre und ich konnten unmöglich weiter unter einem Dach leben. Einer von uns musste gehen, und zwar schnell.

«Soll er doch zu Iris ziehen!», fluchte ich laut und zerrte wenig später meine alte graue Jeans und meinen dunkelblauen Sweater aus den Tiefen des Klamottenstuhls hervor, bevor ich mich doch für den grünen, ausgefransten Wollpullover entschied, der mich schon seit Studienzeiten begleitete. Er hatte in seiner Treue etwas Tröstliches, dachte ich, als ich ihn endlich ausgegraben hatte. Pierre hasste das Haufenchaos auf meinem stummen Diener und hatte für die getragenen, aber noch nicht wäschereifen Klamotten extra eine Reihe Garderobenhaken an der Wand angebracht. Was mir nie so recht hatte einleuchten wollen, denn wozu, wenn nicht für Getragenes, war ein Stuhl im Schlafzimmer sonst gut? Als würde irgendwer darauf sitzen.

Von nun an würde ich meine Sachen hinwerfen, wo ich

wollte, ohne dabei Pierres stumme Kritik ertragen zu müssen, dachte ich verächtlich und pfefferte mein Nachthemd mitten auf den für mich wichtigsten Stuhl in der Wohnung.

Pierre war schon mit den Mädchen losgefahren; ich hatte die Wohnung für mich. Erst jetzt merkte ich, wie mein Kopf brummte.

Als ich in die Küche trat, wäre ich am liebsten rückwärts wieder herausgerannt. Vor mir türmte sich ein einziges Chaos. In der Spüle stapelten sich schmutzige Teller und Töpfe von zwei Tagen. Ein unangenehmer Geruch von Essensresten hing in der Luft und ließ mich würgen. Dennoch hatte ich nicht die geringste Lust, mich darum zu kümmern, auch wenn ich diese Woche mit dem Abwasch dran war. Ich schenkte mir einen Tee ein, nahm einen kräftigen Schluck, nur um ihn postwendend wieder auszuspucken. Pierre hatte ihn wie üblich zu lange ziehen lassen! Um den Geschmack zu vertreiben, schob ich mir eine Riesenschale zuckriger Weizenpops rein. Alles seine Schuld, der ungenießbare Tee, der Kalorienberg und alles andere auch. Pierre musste weg.

Von neuer Wut bestärkt, begann ich, seine Sachen zusammenzuraffen. Ich packte alles in Kartons und Koffer, seine Klamotten, seine Zahnbürste, seine Bücher, seine Ordner, und stellte sie, nachdem ich mir einen Mantel übergezogen hatte, in den Hausflur. Beim Öffnen der Wohnungstür fiel mir ein Zettel vor die Füße, der im Rahmen geklemmt hatte. «Que toi!», stand darauf. *«Nur du.»*

Von wegen, Arschloch! Ich zerknüllte den Zettel zu einem Papierball und warf ihn quer durchs Treppenhaus. Dann griff ich nach meinen Schlüsseln, zog den Mantel enger, knallte mit Schwung die Tür hinter mir zu und rannte die Treppe hinunter.

Als ich ins Freie trat, blies mir ein eisiger Wind ins Gesicht. Nicht schon wieder so ein Sturm. Ein paar Minuten stand ich

regungslos in der Kälte und überlegte, ob ich das Fahrrad oder die Bahn nehmen sollte, bis meine Finger ganz blau waren. Von weitem sah ich ein Taxi und winkte es heran, um mich in den Sender chauffieren zu lassen.

«Hab ich Sie nicht schon mal irgendwo gesehen?», fragte der Fahrer, nachdem ich eingestiegen war.

«Kann sein, ich fahre viel Taxi.» Ich blockte das Gespräch schnell ab, in der Hoffnung, er würde keinen Blick auf die Litfaßsäule werfen, vor der er mich aufgelesen hatte.

Wenig später stand ich vor dem sechsstöckigen Sendergebäude an der Elbe, das wie ein Schiff aus dem Boden wuchs. Hier, ein paar Gehminuten entfernt von den Landungsbrücken und der Elbphilharmonie, war der Sitz von Radio Elbe.

Kaum trat ich durch die große Drehtür, blickte mich mein grinsendes Pappdouble an. Es stand schon wieder fest auf beiden Beinen, ganz im Gegensatz zu mir, überlegte ich traurig.

Mühsam schleppte ich mich die Treppe zur ersten Etage hoch und klopfte an Sophies Tür. Als sie mich sah, ging sie mir entgegen und nahm mich in den Arm. In kurzen Worten berichtete ich ihr von Pierres Geständnis.

Ganz pragmatisch antwortete sie: «Da hilft nur noch eines: Du musst dich deiner angeknacksten Weiblichkeit versichern.»

«Du meinst aber nicht, so demütigende Sachen zu machen wie halbnackt für den Sender zu posieren, oder?», fragte ich sarkastisch und deutete auf das Plakat hinter ihr.

«Nein, du musst etwas für dich tun! Geh ins Hamam, zur Kosmetik, zum Friseur. Und dann heißt die Strategie: FTOM!»

«FTOM?», wiederholte ich fragend.

«Find Ten Other Men», antworte sie mit verruchter Stimme. «Oder wäre dir das andere kurze Wort mit F lieber, um deinen Pierre zu vergessen?»

Wenn es nur so einfach wäre! Aber Zeit für Trauer und Rückzug war in Sophies Welt nicht vorgesehen. Sie war das, was man einen glücklichen Single nannte. Eine beziehungslos frohe Frau, frei fürs Unverbindliche, die auf die einengende Langeweile einer romantischen Liebe gerne verzichtete. Ihre Aufmerksamkeit galt ihr selbst und ihrem Wohlbefinden, und wenn sie mir solche Ratschläge gab, dann, weil sie überzeugt davon war, dass sie Wunder bewirkten.

Aber bei mir wirkte gerade gar nichts außer sehr kurzfristiger Ablenkung, darum wechselte ich das Thema, und wir sprachen über die kommende Sendung. Ich plädierte dafür, Iris' Anruf komplett zu ignorieren, Sophie hingegen glaubte, ich solle in die Offensive gehen und den Zuhörern erklären, dass das einer dieser schlechten Spaßanrufe gewesen war.

«Bleibt abzuwarten, was unser Chef dazu sagt.» Sophie sah mich mitleidig an. «Er will dich sehen.»

Ich schluckte. Das hatte mir an diesem Tag gerade noch gefehlt. Dr. Herbert Fassbrink, unser Intendant, war an den Gefühlen seiner Mitmenschen nur dann interessiert, wenn sie eine gute Quote einbrachten.

«Viel Glück», sagte Sophie und brachte mich zum Aufzug.

Ich fuhr in den fünften Stock, wo König Fassbrink über den Dächern Hamburgs thronte, mit Premiumaussicht auf den Hafen. Nach kurzem Klopfen trat ich ein.

Herbert saß am Schreibtisch. Sofort drang mir seine Pfefferminzfahne in die Nase. Ich musste dreimal niesen und kratzte mich am Unterarm, der sofort rot anschwoll. Ich hatte eine sogenannte Kreuzallergie und reagierte vor allem in Stresssituationen mit einer Überreaktion auf bestimmte Pollen, Lebensmittel und Parfums. Ich konnte dann kaum einen Apfel oder anderes Obst essen, ohne dass meine Zunge oder Nase zu kribbeln begannen. Ohne meinen allergischen Anfall

auch nur zur Kenntnis zu nehmen, fletschte Herbert seine gemachten Zähne zu einem verkrampften Lächeln und deutete auf den dänischen Teakstuhl mit hellblauem Bezug, der vor seinem schweren braunen Eichenschreibtisch stand.

«Bitte, Jette, nimm Platz.»

Mit seinen sechzig Jahren sah er aus wie ein vergreister Teenie: Ein Nirvana-Shirt spannte über seinem Bauch, wovon ein locker um seinen Hals geschwungener bunter Schal nicht abzulenken vermochte, die wasserstoffblond gefärbte «Out of bed»-Frisur kaschierte seine Geheimratsecken nur unzureichend; und erst diese hellgrünen Chucks. Nicht mal meine Töchter trugen noch diese Schuhe.

Im Setzen fiel mein Blick auf meinen Vertrag, der ganz oben auf einem Papierstapel lag. Wollte Herbert mich nun doch noch entfristen, quasi als Entschädigung dafür, dass mich die Radiosendung meinen Mann und meine Ehre gekostet hatte?

«Das ist ja ganz wunderbar gelaufen gestern, liebe Jette», begann er ohne Umschweife.

Wenn er das ironisch gemeint haben sollte, war es nicht witzig.

«Wie fühlst du dich?», fragte er.

Ich zuckte mit den Schultern. «Traurig, wütend, gedemütigt. Such dir was aus», antwortete ich wahrheitsgemäß und zwang mich zu einem Lächeln.

Er streckte seinen Arm über den Tisch und drückte mir tröstend die Hand. «Das wundert mich nicht. Dein Abgang war nicht gerade das, was wir hier professionell nennen. Da kannst du mehr.» Eine Weile schwieg er, dann breitete sich ein Grinsen auf seinem Gesicht aus. «Aber Schwamm drüber. Die Geschichte ist der Hammer, absolut kultverdächtig!» Dabei zwinkerte er mir zu.

Hatte ich mich verhört? Ich räusperte mich lautstark.

«Also, was du kultig nennst, hat mein Leben zerstört!», protestierte ich mit sich überschlagender Stimme. «Ich –»

«Ach was», fiel er mir ins Wort und brachte mich mit einer energischen Geste zum Schweigen. «Jetzt mal nicht als Sitzengelassene, Jette, sondern als Profi: Was war das für eine gigantische Dramaturgie! Keine gefakte *scripted reality*. Sondern ein megaemotionaler Showdown zwischen Moderatorin und Anruferin. So was nennt man *social radio at it's best*. Einfach nur geil!» Herbert holte Luft und betrachtete mich erwartungsvoll mit seinen großen, wässrig-blauen Augen.

Was war bloß in ihn gefahren? Mein persönlicher Super-GAU war doch kein Grund, vor Freude aus dem Häuschen zu geraten! Hatte er denn vollkommen den Kontakt zur normalen zwischenmenschlichen Empathie-Ebene verloren?

Nach ein paar Sekunden fuhr Herbert fort: «Mein Gott, davon träumt doch jeder Programmmacher: ohne Filter, ohne Grenzen zwischen denen da draußen und uns, einfach nur *virtual family*!»

Erwartungsgemäß griff Herbert zu einem Sherry, wie immer, wenn er einen Grund zum Feiern oder zur Klage hatte, und füllte zwei Wassergläser. Hinter vorgehaltener Hand nannten wir ihn *das Fässchen*. Denn es ging schon lange das Gerücht, dass er gerne vor dem Mittagessen ins erste Glas des Tages schaute.

«Ich trink lieber Wasser», sagte ich und ging zum Konferenztisch in der Mitte des Raums, um mir eine kleine Sprudelflasche zu holen. Ich wollte klar bleiben.

Bei Herbert verhielt es sich hoffentlich genau andersherum. Er nahm einen großen Schluck und seufzte zufrieden.

«Also, Jette: Unsere Zuhörer flippen aus! Tausende von E-Mails! Eine besser als die andere. Aber hör selbst!» Konzentriert sah er auf seinen Computer und begann vorzulesen,

während er sein halbleeres Glas fest umklammert hielt. «*Ich bin ein Riesenfan von Jette und habe die ganze Nacht kein Auge zugetan.* Oder der: *Wie geht's weiter mit Iris und Pierre, diesem Betrüger?* Oder hier: *Wie kann man so eine scharfe Braut wie Jette mit so einer Professoreneule betrügen!* Oder der Repräsentativität zuliebe mal 'ne kritische Stimme: *Gut gemacht, Pierre! Bei dieser Tante wird einem ja schon vom Zuhören schlecht. Wird Zeit, dass die ausgetauscht wird, und nicht nur von ihrem Mann.* Aber bitte nicht persönlich nehmen, Jette!»

Während ich noch überlegte, wie ich auf diese Unglaublichkeit reagieren sollte, beobachtete ich Herbert dabei, wie er sein Glas hastig austrank. «Du meinst, das muss man professionell nehmen, nicht wahr?», erwiderte ich mit beißender Ironie.

Aber Herbert schien mir gar nicht zuzuhören. Er trat hinter dem Schreibtisch hervor und betrachtete versunken den Preis, mit dem er vor mehr als zwanzig Jahren, damals noch selbst die große Hoffnung des Senders am Mikrophon, für die lustigsten Verkehrsnachrichten der norddeutschen Radiolandschaft ausgezeichnet worden war. Exponiert thronte das vergoldete Mikro mit Kopfhörern, angestrahlt von drei Deckenleuchten, auf einem marmornen Sockel neben seinem Schreibtisch.

Bei allen nachfolgenden Preisverleihungen war Radio Elbe zu Fässchens Leidwesen leer ausgegangen.

«Ich hab zwei Szenarien im Kopf, die uns wieder in die erste Liga der Premiumsender katapultieren könnten», sagte Herbert und schielte zu seinem Radiopreis. «Erstes Szenario: die Abrechnung! Ihr beide, Frau und Geliebte, schließt live einen Teuflinnenpakt und überlegt, wie ihr Pierre fertigmachen könnt – gemeinsam. Mit verbalen Schlägen unter die Gürtellinie, pikanten Details über Pierres Bettgewohnheiten und Rachetipps von verlassenen Zuhörerinnen.»

Ich schnappte nach Luft.

Doch Herbert ließ sich nicht beirren. «Ich sehe hier ein ganz neues crossmediales Erfolgsformat, auch für unser Internet-TV: *digital revenge*. Mit 'ner eigenen App, wo man den Ex digital mit Eiern bewerfen kann oder erschießen wie bei der Moorhuhnjagd.» Nach einer Gedankenpause fischte er eine Handvoll kleiner Pfefferminzdragees aus einer Bonbonniere und ließ sie in seinem Mund verschwinden. Ich rückte meinen Stuhl zwei Meter weg vom Schreibtisch, um nicht wieder einen allergischen Anfall zu bekommen.

Dann fuhr er berauscht fort: «Das zweite Szenario: Wir machen aus eurer Geschichte eine Serie! Radio Elbe begleitet Pierre, Iris und dich ein Jahr lang exklusiv, ebenfalls crossmedial auf Sendung und im Internet. Einmal die Woche kommt ihr ins Studio und sprecht über euch, eure sich verändernden Gefühle zueinander, übers Baby und die Dreierkonstellation. Ihr stellt euch den knallharten Fragen der Zuhörer, und für die Seriosität schalten wir ab und zu den Gynäkologen und verschiedene Psychologen rein.»

Für einen Moment blickte Herbert versonnen in den großen Spiegel neben der Tür, als könne er selbst nicht glauben, was in diesem Mannsbild noch für Kraft und Kreativität steckten.

«Kurzum: Wir beobachten euch dabei, wie ihr zu einer Patchworkfamilie werdet. Oder daran scheitert.»

Mit offenem Mund lauschte ich diesem Wahnsinn. Schlagartig traf mich die Erkenntnis, dass dieser Mann komplett verrückt geworden war. Am liebsten hätte ich ihm die Gurgel umgedreht.

«Bist du eigentlich von allen guten Geistern verlassen?», schrie ich Herbert wütend an, worauf seine feierliche Stimmung schnell verflog. «Glaubst du ernsthaft, dass ich da mitmache?»

Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. Mit gesenktem Blick ging er zurück zu seinem Schreibtisch und kippte das Glas, das für mich bestimmt gewesen war, in einem Zug hinunter.

Nach einer kurzen Pause sagte er feindselig: «In meinem Geschäft zählt nur eins, Jette, das weißt du: Quote, Quote, Quote. In deinem zukünftigen Geschäft als Alleinerziehende zählt vermutlich erst mal nur: Sicherheit, Sicherheit, Sicherheit. Ich meine, bist du nicht seit Jahren scharf auf einen Festvertrag? Eine kleine Änderung im Vertragstext, und die Entfristung ist besiegelt. Oder legst du keinen Wert mehr darauf, bei uns zu arbeiten?»

Herbert nahm den Vertrag vom Stapel und tat so, als wolle er ihn zerreißen.

Ich spürte, wie mir die Gesichtsmuskeln entglitten. Mir blieb die Spucke weg. Mit einer flinken Handbewegung nahm ich ihm den Vertrag aus der Hand und zerriss ihn selbst in tausend kleine Stücke.

«Steck dir deine Entfristung in deinen alten, faltigen Wabbelhintern!»

Dann nahm ich die Flasche Sherry vom Tisch und ging zu seinem beknackten Radiopreis. Mit einer genüsslichen Bewegung schüttete ich den Rest des Inhalts über Mikro und Kopfhörer. Dann griff ich nach meiner Tasche und drehte mich wortlos um. So schnell würde ich diese denkwürdigen Minuten nicht vergessen.

«Jette!», brüllte Herbert mir hinterher, als ich schon auf dem Flur war. «Du bist fristlos gefeuert, fired, licenziato, viré!»

Es klang wie eine Überschrift für mein derzeitiges Leben.